

Die Geschichte eines Musikers

Wenn man aus diesem Film, der „Glenn-Miller-Story“ herauskommt, hat man eine lange Reise hinter sich und muß sich erst wieder in den eigenen Verhältnissen zurechtfinden. Denn man erlebte sehr viel, und doch war es eine sehr einfache Geschichte. Die Geschichte des Lebens von Glenn Miller, der eigentlich Alton Miller hieß, sich aber seit seinem Erfolgsengagement im „Glen-Island-Casino“ Glenn nannte. Er spielte die Posaune. Und er liebte eine Frau, die er jahrelang auf sich warten ließ und dann ganz plötzlich nach New York kommandierte, um sie zu heiraten. Sie sagte immer „Nein!“ oder „Nein so was!“ oder (auf deutsch) „Haste Töne!“, aber sie ließ sich heiraten, um dann sein heimlicher Motor zu werden. Sie ließ ihm keine Ruhe, bis sie ihn überzeugt hatte, er müsse nicht unbedingt Posaune spielen, sondern dirigieren und ... komponieren! Und das tat er dann auch und machte eine märchenhafte Karriere, die seiner Band die Spitzengage von 4000 Dollar pro Vorstellung brachte. Die Zahl seiner Schallplatten aber überstieg die Millionen-Grenze. Dieses Leben hat Anthony Mann in diskreter Farbe und mit differenzierter Musik gefilmt. James Stewart spielt den jungenhaft liebenswerten Glenn (das ist köstlich), und June Allison seine Helen, die ihm in Ermangelung eigener ein paar Stiefkinder schenkt. Helen ist durch lange Partien etwas maskenhaft. Erst gegen Ende durchdringt echtes Leben diese Maske.

In diesem Film erlebt man bittere Tage. Die ersten Bands krachen zusammen oder bleiben mit ihren vorsintflutlichen Vehikeln im Schnee stecken, dann aber stößt man auf Louis Armstrong und gewinnt bei ihm etwas „Farbe“. Das, was Glenn Miller so lange suchte, den „besonderen Klang“, wie er es nannte, fand er eines Tages und seine Frau und seine Freunde sagten es ihm, und es sagte ihm das Publikum. Und dies ist eine besonders schöne Szene: Man tanzt in einem riesigen Ballhaus und Glenns Band spielt, und das Publikum unterbricht den Tanz und drängt sich ans Podium und klatscht, Glenn dankt, und man tanzt weiter. Als der Krieg kommt, wird Glenn Militärkapellmeister, dann darf er sich seine eigene Band holen und mit ihr spielen, überall, wo Krieg in der Nähe ist, auch in London, endlich in Paris. Dieses Gastspiel muß er besonders vorbereiten. So fliegt er mit einem Kurierflugzeug. Er startet im Londoner Novembernebel

und kommt nicht an. So endet er im Himmel. Von ihm aber bleibt seine Musik, etwa die Moonlight-Serenade, und seine Arrangements sind eingegraben auf Schallplatten, die Millionen Menschen in stillen Stunden oder zum Tanz sich immer wieder vorspielen, wie es auch seine Frau tut, die unterm Weihnachtsbaum seinen Tod erfährt. (Europa-Palast).
H. Sch.

Der Abtrünnige

Wenn ein Film schon mit der Frage angekündigt wird, ob er die gesetzten Grenzen überschreiten darf, so ist damit ein sensationelles Moment gegeben. Er spekuliert auf die Reizwirkung des „Verbotenen“ und kehrt damit zum Urrezept zurück, zu dem der Schlange im Paradiese. Was verboten ist, ist in jedem Lebensalter etwas anderes und bei jedem Geschlecht etwas anderes; hier ist verboten, daß ein katholischer Priester abtrünnig wird! Die Kirche setzt einen noch nicht ganz flüggen Priester auf seine Spur und der verfolgte den „défroqué“, bis er ihn der Kirche zurückgewonnen hat. Seine Mittel sind manchmal nicht ganz unbedenklich, aber sie führen zum Ziel, wenn auch um den Preis eines Totschlags, den der Abtrünnige an seinem Retter begeht. Der seiner Kirche zurückgerettete Priester trägt den Toten zur Polizei mit den Worten: „Ich bin ein Priester der Kirche.“

Wer durch solch' lapidare Inhaltsangabe gereizt wird, den Film anzusehen, der darf sich auf einige religiöse Schockwirkungen gefaßt machen. Der „Mittag“ wird in seiner Filmbeilage auf den „Abtrünnigen“ zurückkommen. (Residenz-Theater.)

H. Sch.